

Michael und der Nikolo (kurz)

Michael lebte auf einem Bauernhof. Der Hof stand hoch oben am Berg. Der Berg war tief verschneit.

Sehnsüchtig wartete Michael auf den Nikolo.

„Ich glaube“, dachte er, „dem Nikolo ist der Schnee zu viel. Er wird es nicht schaffen durch den Wald zu kommen. Ich muss ihm den Weg frei schaufeln.“

Also nahm Michael die Schneeschaufel und ging in den Wald. Dort begann er zu schaufeln.

Bald bemerkte er, dass er müde wurde. Michael setzte sich in den Schnee. Er schlief ein.

Die Eltern hatten sein Verschwinden schon bemerkt. Sie suchten ihr Kind und folgten den Fußspuren zum Wald. Dort fanden sie den schlafenden Michael. Sofort trugen sie ihn heim.

In der warmen Stube erwachte er und erzählte den Eltern von seinen Bedenken und dass er dem Nikolo den Weg frei schaufeln wollte.

„Aber Michael“, sagte seine Mutter, „der Nikolo ist noch jedes Jahr gekommen. Schnee ist für ihn kein Hindernis. Er ist doch ein Heiliger.“

Dass seine Mutter recht hatte bemerkte Michael am nächsten Tag. Sein Nikolo-Stiefel war voll gefüllt mit Lebkuchen, Äpfel, Mandeln und Nüssen.

Fröhlich hüpfte er aus dem Bett und betrachtete die guten Sachen. Vor seinem Fenster fiel leise Schnee auf die Erde.

Und wenn man genau hin sah, entdeckte man große Fußspuren, die vom Haus zum Wald führten.

Ob die wohl vom Nikolo waren?



Michael und der Nikolo

Michael war der Jüngste von vier Buben und lebte mit seinen Eltern auf einem Bauernhof. Der Hof lag hoch oben am Berg. Genau das war der Grund, weshalb Michael sich Sorgen machte.

In der Nacht hatte es nämlich stark geschneit und Michael befürchtete, dass der Nikolo den Weg auf den Berg nicht schaffen würde.

„Er ist ja schon alt“, dachte Michael, „durch den Schnee kommt er nie durch!“

Da hatte er eine Idee. Er würde den Weg frei schaufeln! Ohne den Eltern etwas zu sagen, schnappte er sich eine Schneeschaufel und ging auf den Wald zu. Durch diesen Wald führte der Weg ins Dorf. Diesen Weg wollte er vom Schnee befreien.

Nach längerer Zeit merkte Michael, dass er eine Pause machen musste, er konnte nicht mehr. Erschöpft setzte er sich in den Schnee. Inzwischen hatte es leise zu schneien begonnen. „Es schneit den Weg wieder zu!“, dachte Michael erschrocken und schaufelte verzweifelt weiter.

In der Zwischenzeit hatten die Eltern Michaels Verschwinden bemerkt. Alle begannen ihn zu suchen.

Gott sei Dank waren seine Spuren zum Wald hin noch nicht zugeweht und so fand ihn sein Vater nach einiger Zeit.

Michael lag im Schnee, die Schaufel neben sich und schien zu schlafen. Besorgt trug ihn der Vater heim. In der warmen Stube erwachte Michael und bekam sofort warmen Tee und Mutter rubbelte ihn fest ab.





So erholte er sich langsam von seinem Abenteuer und erzählte den Eltern warum er mitten im Wald den Schnee wegschaufeln wollte.



„Der Nikolo hat es noch jedes Jahr geschafft,“ beruhigte ihn die Mutter. „Er ist ein heiliger Mann, er kann viel mehr als du denkst. Schnee ist für ihn kein Hindernis!“

Und wirklich. Am Nikolotag war Michaels Stiefel gefüllt mit Lebkuchen, Nüssen, Äpfeln und Mandeln. Auch ein Brief war dabei. Gespannt öffnete ihn Michael. Und er las folgendes:

Lieber

Michael !  

Danke, dass Du Dir um mich Sorgen gemacht hast.

 Aber Deine Mutti hat recht,  ich komme überall durch.

Ich

gebe nie auf !!!

Nikolaus,

Bischof von Myra



Begeistert lief er zu seinen Eltern und zeigte ihnen diesen Brief. Es sprach sich im ganzen Dorf herum, dass der Nikolo dem Michael geschrieben hatte.

Heute ist Michael erwachsen. Die Worte „Ich gebe nie auf“, hat er sich gut gemerkt und er handelt danach. In schwierigen Situationen denkt er daran und dies hilft ihm immer eine Lösung zu finden.



Lucius, der Wegbereiter

Weit draußen im Weltall zog ein unscheinbarer Stern seine Bahn. Er war klein, hatte eine schmutzig-graue Farbe und leuchten konnte er auch nicht. Nur wenn ihn ein anderer Stern anstrahlte, dann glitzerte Lucius ein bisschen.

„Nicht jeder Stern kann leuchten“, tröstete er sich, „vielleicht kann ich etwas anderes.“ Lucius bemühte sich zu ergründen, was das wohl sein könnte. Er bemerkte, dass er sich nie verirrte. Er erkannte immer wo er war und wohin er fliegen musste. Manchmal half er sogar anderen Sternen, die von ihrer Bahn abgekommen waren, den richtigen Weg zu finden.

„Ich kann jedem seinen Weg zeigen, vielleicht könnte ich auch den Menschen auf der Erde helfen, wenn sie ein Reiseziel suchen“, überlegte Lucius und begann vor Aufregung ein wenig zu glänzen.

Dies sah ein vorbeifliegender Weihnachtsengel. „Du glitzerst ja!“, rief er, „Das konntest du doch nie!“ Lucius erklärte dem Engel warum er es plötzlich konnte. „Wenn du alle Wege findest, bist du der passende Stern. Ich suche einen Reiseleiter, der den Heiligen Drei Königen den Weg zum Jesuskind zeigt“, erwiderte der Engel. „Ja, das kann ich gut!“ rief Lucius begeistert und glänzte noch mehr.

So wurde er zum Wegbereiter ernannt. Er bekam einen wunderschönen goldenen Schweif. Vor lauter Freude strahlte er heller als alle anderen Sterne. Daher war er, auch von der Erde aus, sehr gut zu sehen.

Auf diese Weise führte Lucius, als gleißend heller Komet, die Heiligen Drei Könige und alle Hirten mit ihren Herden zum Stall von Bethlehem.

Ohne seine Hilfe hätten sie das Jesuskind nie gefunden.



Hexe Walpurga

Walpurga war eine sehr sehr alte, gutmütige Hexe. Sie kannte alle Heilkräuter und half früher vielen kranken Menschen. Nun war sie aber selber müde und krank. Beim Gehen stützte sie sich schwer auf einen alten Knotenstock. Auch ihre Augen waren nicht mehr die besten und deshalb tastete sie sich mühsam voran.

Als sie jünger war hatte sie eine Katze und einen Besen als Hilfe. Die Katze fand immer den richtigen Weg, wenn Walpurga aus dem dunklen Wald, in dem sie wohnte, zu den Kranken ging. Sie musste nur der Katze nachgehen, diese kannte alle Wege. Der Besen hingegen war ihr Fortbewegungsmittel für lange Strecken in der Nacht.

Die Katze lebte schon lange nicht mehr und den Besen hatte Walpurga irgendwann einmal irgendwo verloren. Sie erinnerte sich nicht mehr daran, vermisste aber beide Helfer sehr.

Wieder einmal war Halloween und Walpurga stellte einen Kürbis auf das Fensterbrett ihres Küchenfensters. Er hatte zwar kein geschnitztes Gesicht und auch keine Kerze im Inneren, aber sie erfreute sich trotzdem daran.

„Jetzt sitze ich wieder ganz einsam in meinem Häuschen“, dachte die alte Hexe und wischte sich mit einer schnellen Handbewegung über die Augen. Dabei gab sie dem Kürbis unabsichtlich einen Stoß. Er plumpste vom Fensterbrett und rollte davon. Er wurde schneller und schneller, rollte durch den Wald, die Wiesen und das Feld und stieß schließlich gegen eine Katze, die auf dem Feld saß um eine Maus zu fangen.



„Au!“, schimpfte die Katze, „hast du keine Augen im Kopf?“
„Wo kommst du überhaupt her?“ Doch der Kürbis antwortete nicht.

Da sie aber eine sehr kluge und erfahrene Katze war, konnte sie ohne weiteres die Spuren des Kürbis zurück verfolgen, bis zum Haus der alten Hexe.

Dort angekommen sprang sie durch das offene Küchenfenster. In der Küche traf sie auf Walpurga.

„Dein Kürbis hat mich beim Mäusefangen angerempelt!“, beschwerte sie sich. Dann blickte sie sich in der Hütte um.
„Bist du immer so alleine?“, fragte sie Walpurga. „Ja“, antwortete diese und erzählte der Katze von ihrem Schicksal.
„Bei dir gefällt es mir“, sagte die Katze, „ich habe kein Zuhause, ich bleibe bei dir.“ „Gerne“, erwiderte die Hexe, „ich hatte immer eine Katze, ich würde mich wirklich freuen!“

So entstand eine tiefe Freundschaft. Die Katze half Walpurga die alten Wege durch den Wald zu finden und Walpurga versorgte die Katze mit guter Milch und vielen Streicheleinheiten.

Eines Tages entdeckte die Katze bei ihren Spaziergängen durch den Wald sogar den alten Hexenbesen wieder. Walpurga hatte ihn vor langer, langer Zeit beim Suchen der Heilkräuter zwischen die Bäume des Waldes gestellt und nicht mehr wieder gefunden.

So wandte sich alles zum Guten, und Walpurga konnte wieder als Kräutерhexe arbeiten. Wäre der Kürbis nicht vom Fensterbrett gerollt, wäre die Hexe noch immer alleine.



Xiax vom Planeten Xoix

„Wumm“, machte es und nochmals „Wumm“, als das kleine, silberfarbene Raumschiff in der Dämmerung durch die Bäume des Parks krachte und auf der Wiese aufschlug.

Kurze Zeit blieb alles ruhig, als ob der ganze Park erschrocken wäre über dieses außergewöhnliche Ereignis.

Doch dann öffnete sich die Türe des UFOs und ein kleines, ebenfalls silberfarbenes, Wesen kam vorsichtig heraus. Es war Xiax vom Planeten Xoix.

„So ein Mist“, schimpfte er, „muss ausgerechnet jetzt der Antrieb ausfallen! Ich bin schon fast daheim und nun passiert das!“ Missmutig blickte er sich um. Seine runden, grünen Augen registrierten die kleinste Bewegung und seine, mit Fühlern ausgestatteten Hände und Füße, fühlten jeden Luftzug. Trotzdem erschrak Xiax sehr, als plötzlich aus der Dunkelheit etwas auf ihn zuschoss und ihn anknurrte. Er wollte in sein Raumschiff flüchten. „Halt, bleib stehen, Rex ist harmlos!“ rief da eine Stimme und zwischen den Bäumen kam ein Junge auf ihn zu.

Interessiert betrachteten sie sich gegenseitig.

„Echt toll!“, rief der Bub, „du bist ein Alien!“. Da Xiax alle Sprachen dieser Galaxie gelernt hatte, verstand er das Kind. „Ich bin Xiax, vom Planeten Xoix und hatte soeben einen Triebwerksausfall. Kein Wunder bei eurer verschmutzten Umwelt!“, informierte er den Buben. „Oh, ich heiße Andreas, gehe gerade mit Rex Gassi und für die Umweltverschmutzung



kann ich nichts“, sagte der Junge, „aber wo liegt denn dein Heimatplanet?“

„Ganz in der Nähe, nur mehr 12 Millionen Lichtjahre entfernt. Ich wäre in 15 Minuten dort gewesen, wenn nicht, na du weißt schon. Die Sache mit dem Antrieb.“

Als Rex bemerkte, dass Andreas völlig ruhig blieb und mit diesem merkwürdigen Wesen sprach, hörte er auch auf zu knurren. Er lief zu dem Raumschiff und beschnüffelte es neugierig.

Xiax erklärte Andreas, dass Schadstoffe in der Luft das Antriebssystem blockieren.

„Unsere Erde hat auch noch gute Luft“, verteidigte Andreas seinen Heimatplaneten, „in den Bergen, oder in der Wüste, dort wo es wenig Menschen und wenig Fabriken gibt.“

„Toll“, meinte Xiax, „nur das hilft mir jetzt wenig. Die Systeme brauchen Frischluft oder Tannenduft. Frischluft wäre das Beste, aber mit Tannenduft kann ich die Sensoren des Systems überlisten. Sie registrieren den Duft genauso, als ob es Frischluft wäre.“

„Da kann ich dir helfen!“, rief Andreas. Immer wenn er Schnupfen hatte, versprühte seine Mutter aus einer Spraydose Tannenduft um die Luft sauber zu halten. „Desinfizieren“, nannte sie es.

Schnell liefen Andreas und Rex heim und brachten Xiax die Spraydose. Gemeinsam kletterten sie in das Raumschiff und versprühten den ganzen Tannenduft. In dem UFO roch es wie im tiefsten Tannenwald.



Während Andreas die glänzenden Instrumente bewunderte und Rex begeistert herumschnüffelte, machte sich Xiax am Antrieb zu schaffen.

Plötzlich begann das UFO zu vibrieren. „Es hat funktioniert!“, jubelte Xiax. „Jetzt bin ich bald zuhause!“

Xiax bedankte sich bei seinen Helfern: „Ohne euch hätte ich das nie geschafft. Schaut mir nach, ich habe als Dank eine Überraschung für euch. Auf Wiedersehen ihr beiden !“

Aus sicherer Entfernung verfolgten Andreas und Rex den Start des Raumschiffes. Es entfernte sich in rasendem Tempo von der Erde und war bald nur mehr als kleiner Lichtpunkt am Nachthimmel zu sehen. Plötzlich sprühten von diesem Lichtpunkt tausende bunte Sterne in alle Richtungen davon. Dieses Schauspiel dauerte einige Minuten. Staunend betrachtete Andreas diese Überraschung. Dann verschwand der Lichtpunkt und auch der Sternenregen hörte auf. Dies war das Dankeschön von Xiax.

Doch manchmal, in besonders sternenklaren Nächten, sieht Andreas hie und da kleine bunte Sternschnuppen über den Himmel sausen.

Er ist sich sicher, das dies ein Gruß seines Freundes Xiax vom Planeten Xoix ist.



Rudi und der lange Winter

Rudi war ein grau-grüner Fisch und lebte sorglos in einem See. Der See lag in einem wunderschönen Tal, umgeben von hohen Bergen und tiefen Wäldern. Bis jetzt war Rudis Leben völlig normal verlaufen. Er tollte den ganzen Tag mit seinen Freunden herum, und wenn er hungrig war, fand er im See genug Futter.

Doch nun änderte sich Rudis Leben, und auch das seiner Freunde, dramatisch. Und das kam so:

Der lange und eisige Winter hatte auf dem See eine dicke Eisdecke frieren lassen. Normalerweise macht das den Fischen nichts. Sie haben auch unter der Eisdecke genug Sauerstoff, den sie zum atmen benötigen. Obwohl Fische nicht wie wir, mit Lungen, sondern durch Kiemen atmen, brauchen sie Sauerstoff.

Der März kam, trotzdem blieb das Wetter kalt. Die dicke Eisschicht auf dem See taute nicht auf. Der Sauerstoff im Wasser wurde knapp. Rudi wunderte sich, wieso er jeden Tag müder und müder wurde. Das Spielen und Herumtollen mit seinen Freunden machte ihm keinen Spaß mehr. Er fühlte sich sehr schlapp. Auch seinen Freunden ging es nicht besser.

„Was ist denn los mit uns?“, fragte Rudi einen dicken, alten Karpfen, der ebenfalls im See wohnte. „Na ja,“ meinte dieser, „wir bekommen zu wenig Sauerstoff. Die Eisdecke liegt schon zu lange auf unserem See. Es kommt keine frische Luft mehr durch. Wenn es nicht bald taut, müssen wir alle sterben.“

Als Rudi dies gehört hatte, schwamm er traurig davon. Er erzählte es seinen Freunden. Alle waren sehr bestürzt über diese Auskunft.

Doch Rudi und seine Freunde hatten Glück. Der Frühling setzte sich gegen den Winter durch. Das Wetter wurde wärmer. Die Eisdecke des Sees bekam Risse und begann zu schmelzen. Der lebensnotwendige Sauerstoff gelangte wieder ins Wasser. Die Fische waren gerettet! Sie freuten sich über den Frühling und tollten fröhlich im See herum.



Nachweihnacht eines Christbaums

Was war denn hier los?

Fassungslos sah Arbor der Christbaum, wie der Vater ihm alle glänzenden Kugeln und die schönen Strohsterne von den Ästen nahm und in eine Schachtel legte.

Auch die silberne Christbaumspitze wurde ihm abgenommen. Dann entfernte der Vater noch das Christbaumkreuz, in dem der Baum stand, packte Arbor und trug ihn in den Garten.

Während die Mutter den Christbaumschmuck auf den Dachboden räumte, zersägte der Vater den Baum.

Zuerst schnitt er die Äste ab, danach zerkleinerte er den Stamm.

Dies tat dem Christbaum nicht weh. Pflanzen haben keine Nerven und können daher keinen Schmerz empfinden.

Aber entsetzt war er trotzdem. „Jetzt bin ich überhaupt nicht mehr schön!“, dachte Arbor, „Ich werde nicht mehr gebraucht und weggeworfen!“

„Ina, komm!“, rief der Vater und ein kleines Mädchen lief aus dem Haus. „Du kannst mir helfen. Wir verteilen die Äste unseres Christbaums auf die Blumenbeete, dies gibt den Wurzeln der Blumen Schutz und Wärme, auch für den Boden ist es gut. Und den zerkleinerten Stamm lassen wir trocknen und verwenden ihn als Brennholz, das gibt uns Wärme.“

Als Arbor dies hörte war er glücklich. „Ich werde nicht einfach weggeworfen, ich bin sogar jetzt noch zu etwas nütze!“, freute er sich.

Und als im Jänner neuer Schnee auf die Beete fiel, schützten Arbors Äste die schlafenden Blumen.